

Aus Freude am Lesen

Kurz vor Weihnachten 1980: Am Strand von The Spit, einer schmalen Landzunge vor Christchurch, wird die Leiche der 17-jährigen Lucy Asher gefunden. Auf der Rocking Horse Road haben Lucys Eltern ein Milchgeschäft, in dem das Mädchen oft aushalf und dabei von den Nachbarjungen aus der Ferne angehimmelt wurde. Der Mord an Lucy schockiert alle Einwohner des kleinen Städtchens, doch für die Jungen ist das Verbrechen besonders traumatisch und bedeutet das Ende ihrer unbeschwerten Kindheit. Die Suche nach dem Mörder schweißt sie zusammen – und über 25 Jahre später sind sie ihm noch immer auf der Spur

CARL NIXON, geboren 1967 in Christchurch, ist einer der bekanntesten Autoren Neuseelands. Er veröffentlichte zahlreiche Kurzgeschichten und auch Theateradaptionen, bevor er 2007 seinen ersten Roman schrieb, *Rocking Horse Road*, basierend auf einer Kurzgeschichte, mit der Nixon den renommierten »Katherine Mansfield Short Story Contest« gewann.

Carl Nixon

Rocking Horse Road

*Aus dem Englischen
von Stefan Weidle*

btb

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *Rocking Horse Road* bei Random House New Zealand, Auckland, New Zealand.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2014

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2011 Carl Nixon

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Weidle Verlag,
Bonn

This edition published by Arrangement with Random House
Australia Pty Limited.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: mauritius images / PhotoNewZealand

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74738-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Rebecca, Alice und Fenton

Du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege.

Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.

Psalm 139

Eins

Es war Pete Marshall, der Lucys nackte Leiche am Strand fand, nicht weit vom Ende der Rocking Horse Road entfernt. Auch wenn seit diesem Morgen fast drei Jahrzehnte vergangen sind und ein Jahrtausend geendet hat, können wir noch immer ganz präzise sagen, wo Lucy gelegen hat. Ihre Leiche lag am Fuß der Dünen, dort, wo die Flut sie hingespült hatte, nahe dem Schild mit der Warnung vor Kabbelwellen und der Aufforderung, nicht zu dem tiefen Kanal zu schwimmen, der die Flußmündung mit dem Meer verbindet und das Ende von The Spit markiert. Sofort war klar, dass keine dieser alltäglichen Gefahren Lucy Ashers Tod verursacht hatte.

Es war der 21. Dezember 1980, ein Sonntag vier Tage vor Weihnachten. Morgens um halb acht. Der Sommer schickte sich bereits dazu an, einer der heißesten seit Menschengedenken zu werden. Der Himmel war wolkenlos, der Sand bereits warm. Von Anfang an stand fest, dass es ein verdammt heißer Tag werden würde.

Die Dünen waren (und sind es noch) von einem Netz an Pfaden durchzogen: öffentliche Wege wie Trampelpfade. Aber Pete ignorierte sie alle und rannte auf dem kürzesten Weg zur Straße. Er hielt sich an die Dünenkämme, sprang über Löcher, pflügte durch Lupinen und japste wie ein Hund, als er endlich am Haus von Jase Harbidge ankam. Jases Vater war Senior Sergeant Bill Harbidge, der schon ein paar Minuten später hinter Pete über die Dünen rennen

würde, in verwaschenen Shorts, mit offenen Schnürsenkeln und einem flatternden weißen Hemd, das er im Vorbeilaufen von der Wäscheleine gerissen hatte.

»Wie ein großer weißer Albatros«, so beschrieb Pete ihn Jahre später. »Ich erinnere mich, wie er die letzte Düne hinuntersprang und es mir vorkam, als würde er gleich davonfliegen. Ich glaube, ich war ganz schön neben der Spur.«

Wir haben oft darüber gesprochen, dass in der Nacht davor die Flut sehr hoch gewesen war. Keine Sturmflut, aber höhere Wellen als normal. Gewaltige Wassermassen hatten sich nachts im Südpazifik aufgetürmt und waren Welle auf Welle am Strand aufgeschlagen. Jede von einem scharfen Ostwind getrieben. Im Rückblick ist es natürlich leicht, Ereignissen eine Bedeutung zu verleihen, die sie ursprünglich nicht hatten, doch in den ersten Tagen nach der Entdeckung von Lucys Leiche erinnerten sich einige von uns, wie wir in dieser Nacht in unseren Betten gelegen und dem Anbränden der Wellen gelauscht hatten. Wir hatten uns vorgestellt, wie sie an den Dünen fraßen, dem einzigen Schutz unserer Häuser gegen das Meer. Wir waren mit dem ständigen Rauschen der Brandung aufgewachsen, und doch konnten wir es nie ganz ausblenden. Wir hörten es über die Stimmen der Lehrer hinweg, wenn wir Unterricht hatten, und auch, wenn wir auf dem sandigen Gelände der South Brighton High School unseren Lunch verzehrten. Das Geräusch erhob sich über das Geschwätz unserer Brüder und Schwestern, wenn wir in unseren Küchen aßen. Es war der Soundtrack, der unser kompliziertes Erwachsenwerden begleitete. Aber für mehr als einen von uns, die wir in der Nacht von Lucys Ermordung in unseren Zimmern lagen,

schien das Geräusch der Wellen einen tieferen und klagenden Ton angenommen zu haben. Ein endloser Zug, der in der Dunkelheit vorbeifuhr, dazu verdammt, ewig zu fahren und nie anzukommen.

Als er mit Bill Harbidge vor dessen Haustür stand, erzählte Pete ihm, dass er an diesem Morgen schon um halb acht am Strand gewesen war, um seinen Hund auszuführen. Keine besonders überzeugende Geschichte – schon deshalb, weil Petes Familie keinen Hund hatte. Während des offiziellen Polizeiverhörs später an diesem Tag änderte Pete seine Geschichte. Was aber niemandem auffiel, schließlich war Pete kein Verdächtiger. Wir besitzen eine Kopie des Polizeiberichts (*Exponat 2*). Pete gibt da zu Protokoll, er sei am Strand joggen gewesen, um für die Rugby-Saison in Form zu kommen. Diese revidierte Version hielt mancher Prüfung stand, insofern als Pete in der U16-Mannschaft unserer Schule spielte. Doch niemand begann so spät im Jahr mit dem Training. Vermutlich würde nicht einmal ein Spieler unserer Nationalmannschaft morgens um halb acht schon über den Sand hetzen, und das vier Tage vor Weihnachten.

Ein paar Tage später gestand uns Pete, er sei in den Dünen gewesen, um ein *Penthouse*-Heft zu holen, das er seinem älteren Bruder geklaut hatte (Tony Marshall, der ein paar Monate später zur Marine gehen und von The Spit und aus unserem Leben verschwinden sollte). Pete hatte das Magazin in einem Werkzeugkasten aus Metall versteckt – zusammen mit einer halben Tafel Vollmilkschokolade, die er im Laden von Lucys Eltern gestohlen hatte, und Sonnenöl. Den Kasten hatte er in einem natürlichen Amphitheater zwischen den Dünen vergraben. Der Ort war von hohen Lupinen umgeben

und für Uneingeweihte praktisch nicht zu finden, es sei denn, sie stießen zufällig darauf. Einige von uns nutzten ihn als Treffpunkt, doch an diesem Morgen war Pete allein gewesen.

Warum ist er dann auf die Dünen hochgegangen? Als wir ihn danach fragten, wusste er keine Antwort. Er wollte einfach nur schauen. Die Wellen anschauen? Den Sonnenaufgang? Die ersten Surfer, die beim Surfclub weiter oberhalb am Strand wie dunkle Seehunde aufs Meer hinauspaddelten? Ein Achselzucken. Offenbar einfach nur, um zu schauen.

Da ist also Pete, fünfzehn Jahre alt, den Kopf voller Airbrush-Fantasy-Motive, auf dem Weg die Dünen hinauf, er kämpft sich durchs Tussockgras und durch Lupinen und schaut über den leeren Strand. Die Flut hatte den Sand umgeschichtet, wie sie es immer tat, also erblickte Pete eine Landschaft, die sich ganz leicht verändert hatte, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte.

»Was glaubtest du, was sie da machte?« (Das ist jetzt aus dem offiziellen Polizeiverhör.)

»Ich dachte, sie würde sich sonnen.«

»Morgens um halb acht?«

Und dann sagte Pete etwas zu dem Beamten, das weit mehr Einsicht verriet, als die meisten ihm zutrauten: »Wenn man fünfzehn ist und ein nacktes Mädchen am Strand liegen sieht, dann denkt man nicht mehr sehr klar. Ich dachte, sie nähme ein Sonnenbad.«

Lucy lag leicht auf der Seite, den Kopf von ihm weggedreht. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er erkannte sie nicht. Arm und Schulter rechts waren teilweise im Sand vergraben, doch Pete konnte das nicht gleich sehen. Ihr Kopf

ruhte knapp unterhalb der Flutmarke, wo der dunkle, nasse Sand an die von Gras und Lupinen überwucherten Dünen grenzte. Ihre Arme und Beine waren gespreizt – »auf dem Sand ausgebreitet wie ein Seestern«, schrieb ein Reporter (unzutreffend) auf der Titelseite von *The Press* am nächsten Tag. Ein Bein streckte sich ein wenig weiter zum Wasser als das andere, wie wenn sie erstarrt wäre, als sie ihre Zehen ins Wasser hielt, um die Temperatur zu prüfen.

Von seiner Position aus konnte Pete ihre gebräunten Beine sehen, die Rundung ihrer Hüften und dann den steilen Abfall zu ihrer Taille. Und, ja, ihre prallen Hinterbacken, die Pete bisher nie an einer lebenden Frau gesehen hatte (und, rein formal betrachtet, auch jetzt nicht sah). Und ihren Rücken. Lucy war Schwimmerin und Lebensretterin und hatte einen breiten Rücken mit ein paar Sommersprossen, aber Pete hatte Lucys Rücken nicht erkannt. Pete wusste noch immer nicht, wen er da anstarrte.

Und hier wollen wir uns von allen Verhörprotokollen und offiziellen Verlautbarungen lösen, um zu spekulieren. Für Pete Marshall muss die Erscheinung am Strand ausgesehen haben wie die Erfüllung all seiner Wünsche. Namenlos und nackt im klaren Morgenlicht; eine Seite aus den Magazinen seines Bruders, die für ihn alleinlebendig geworden war. Dieser Gedanke kann nicht allzu weit von seinem Horizont entfernt gewesen sein (nicht vergessen: Pete war fünfzehn!). Oder vielleicht stellte er sich etwas noch Exotischeres vor. Falls er je in diesen ersten berausenden Augenblicken an Meerjungfrauen oder verbannte Töchter aus Atlantis gedacht hat, hat er das nicht verraten. Gewiss nicht der Polizei und nicht einmal uns.

Erst als Pete sich vorsichtig näherte, sah er, dass der linke Arm der Frau seltsam gefleckt war. Noch näher, und er konnte sehen, dass ihre Haut schlaff wirkte und nicht zu den Schultern einer Schwimmerin passte. Ihr Haar war verfilzt, und ein verblichenes Stückchen Treibholz steckte darin. Lucy Asher hatte etwa fünf Stunden im Wasser gelegen, bevor sie an Land gespült wurde, heißt es im Bericht des Gerichtsmediziners (*Exponat 5*). Spuren am Leichnam deuteten darauf hin, dass er, von den Wellen herumgeworfen, wiederholt auf dem Grund aufgeschlagen war. Pete sagte der Polizei, er konnte aus noch größerer Nähe sehen, dass etwas »komisch« war an dem Winkel, den ihr Kopf mit dem Sand bildete.

Es gibt ein Foto des Polizeifotografen (*Exponat 7*), auf dem man einen Fußabdruck im Sand sieht, unmittelbar bei Lucys ausgestreckter Hand. Die Hand liegt mit der Handfläche nach oben, die Finger leicht gekrümmt, als ob sie einen Ball gehalten hätten, den das Meer ihr irgendwann in dieser Nacht entwunden hat. Der Fußabdruck befindet sich knapp unterhalb der Leiche, Richtung Wasser, und berührt fast ihren kleinen Finger. Er stammt von einem Converse-Schuh, einem Basketball-Modell mit Stoffoberteil, das es in Blau oder Rot gab, mit einem Stern auf der Seite über dem Knöchel. Zu der Zeit trugen wir alle solche Schuhe. Doch alles, was Pete je dazu sagte, war, dass er nahe genug kam, um in der Frau Lucy Asher zu erkennen. Sie trug ein Halsband von Blutergüssen, ein Abschiedsgeschenk desjenigen, der sie in dieser Nacht vergewaltigt und erwürgt und ihren Leichnam dann in das tiefe Wasser des Kanals geworfen hatte.

Das war der Moment, als Pete »ausflippte«, sich umdrehte

und über die Dünen zurückrannte, um Jase Harbidges Vater zu holen, der dann schon bald über den Sand flog wie ein großer weißer Vogel.

Die Nehrung The Spit liegt so weit südlich, wie man von der am Meer gelegenen Vorstadt von Christchurch, New Brighton, gehen kann, ohne nasse Füße zu bekommen. Sie ist ein langer Finger aus knochentrockenem Sand, am breitesten Punkt misst sie etwa einen Kilometer. Durch ihre Mitte führt wie eine einzelne dunkle Vene die Rocking Horse Road. The Spit ist das einzige, was Tausende von Kilometern des kalten Südpazifik von der Trichtermündung, die von den Flüssen Avon und Heathcote gebildet wird, trennt. Ein Ort mit Wasser auf drei Seiten, wo die Flut zweimal täglich kommt und geht und der Sand ständig umgeschichtet wird.

Tatsächlich ist das ganze New Brighton vom Rest der Stadt Christchurch durch Wasser getrennt. Der Avon folgt der Küstenlinie, bevor er sich in die Lagune der Trichtermündung ergießt, und fungiert als Wassergraben. New Brighton wirkt abgetrennt, wie eine eigene Stadt. Warum sollte man dort wohnen? Das war die allgemeine Ansicht. Christchurch hatte wesentlich leichter zugängliche und hübschere Stadtteile als The Spit. Es gab genügend Gegenden, in denen man nicht den Rat der Bibel ignorierte, man solle sein Haus nicht auf Sand bauen. Immer gab es Leute, die vom unvermeidlichen Tsunami raunten, der sei nur ein Erdbeben in Chile entfernt. Dieselben Leute redeten davon, dass die Erosion aus einer Laune der Natur heraus innerhalb von sechs Monaten die Dünen komplett abtragen könnte. Es sei also nur eine Frage der Zeit, wann unsere Häuser vom Meer weggespült würden.

Zugegeben, bei uns war der Erdboden nicht mehr als ein Furnier. Tussockgras, Kohlbäume und Neuseelandflachs bildeten einen ärmlichen Ersatz für einen Garten, aber etwas anderes wuchs auf dem Sand nicht. Und dann gab es da noch den Ostwind. Er war ein weiterer Grund, warum die meisten Leute The Spit nicht mochten. Normalerweise setzte er in den späten Morgenstunden ein und blies kalt vom Meer her. Er sprühte Salzkristalle über unsere Häuser, so dass selbst neue Autos in ein paar Jahren durchrosteten. Die Fenster wirkten permanent wie vereist. Wurde er stärker, dann blies er den Sand knöchelhoch über den Strand wie Schmirgelpapier, das uns an den Beinen stach. Wie ein Sandstrahlgebläse glättete er die Dünen zu weichen Formen. Die Einheimischen nannten ihn scherzhaft den »faulen Wind«: Er war zu faul, um dich herumzublasen, also blies er geradewegs durch dich hindurch.

New Brighton war eine Arbeitergegend, wo die Leute Autokarosserien und halbfertige Boote jahrelang vor ihren Häusern stehen ließen – nie beendete Projekte. Unsere Väter waren Mechaniker und Bauarbeiter, Metzger und städtische Arbeiter, Schauerleute, die drüben im Hafen arbeiteten. Sie fuhren die Müllautos und bauten Straßen. Männer, die mit ihren Händen arbeiteten und dazu das Radio laut aufdrehten, im Sommer, um Cricketmatches zu verfolgen. Rugby war ihre Winterreligion.

Die meisten unserer Väter waren in New Brighton aufgewachsen und dachten sich wie wir nichts dabei, wenn der Sand in die Teppiche drang und die Staubsauger verstopfte oder sich in den Schienen der Schiebetüren festsetzte. Sie schienen die wütenden Schreie der Möwen nicht zu hören,

wenn die sich draußen auf die Wäscheleinen setzten und lange weiße Streifen auf die Laken ihrer Frauen schissen. Sie hatten entweder Mädchen aus New Brighton geheiratet oder Frauen, die bereit waren, Zugeständnisse zu machen.

In letzter Zeit ist The Spit begehrtes Bauland geworden, und zahlreiche Baulücken wurden geschlossen. Die meisten der großen Grundstücke bekamen eine eigene Zufahrt an der Seite, und im hinteren Teil wurden ein oder zwei neue Häuser gebaut. 1980 gab es auf beiden Straßenseiten mehr oder weniger nur eine einzige Zeile älterer Häuser, jedes mit einem ausreichend großen Gartengrundstück. Die Immobilien auf der Meereseite hatten zumeist keine Zäune hinter den Häusern, so dass die Grenze zwischen Grundstück und Dünen nicht markiert war. Es gab noch eine Menge Brachen, wo Unkraut und hie und da eine Kiefer wuchsen und die Kaninchenpopulation von streunenden Katzen in Schach gehalten wurde.

Lucy Asher ging wie wir alle auf die South Brighton High School, doch war sie älter als wir, siebzehn, und hatte die Schulzeit eigentlich schon drei Wochen hinter sich, als sie ermordet wurde. Das Milchgeschäft ihrer Eltern lag etwa am Anfang des letzten Viertels der Rocking Horse Road, und die Ashers bewohnten einige Zimmer hinter dem Laden. Lucy war die ältere von zwei Töchtern. Ihre jüngere Schwester Carolyn war eine Klasse unter uns, in der 10., aber weil sie weder sportlich noch attraktiv war, blieb sie für uns so gut wie unsichtbar.

Lucy arbeitete nach der Schule und an Wochenenden häufig im Laden. Und wir gingen oft hin, um Milch, Brot und Zeitungen für unsere Eltern zu holen. Für uns selbst kauften

wir kleine weiße Tüten voller leckerer Milchfläschchen aus Lakritz, Orangenkaubonbons, Lutscher in Eskimoform und Anispastillen. Wir saugten Brausepulver durch Strohhalm, und im Sommer gab es Eiswaffeln, bei denen wir unter den acht Sorten wählten, die Mrs. Asher führte. Das Ganze spülten wir mit Cola aus Glasflaschen runter oder, wenn wir's gesünder wollten, mit Erdbeer- oder Schokomilch. Wir hatten Lucy Asher fast jeden Tag gesehen, doch hatten wir ihr kaum mehr Beachtung geschenkt als den sich vertiefenden Linien in den Gesichtern unserer Eltern oder der Farbe des Hauses, in dem wir aufgewachsen waren. Allmählich wurde uns klar, dass man etwas erst richtig zu sehen beginnt, wenn es verschwunden ist.

In den Tagen nach der Entdeckung von Lucys Leiche waren die Zeitungen voll von dieser Story. Reporter liefen über den Strand wie streunende Hunde. Sie hielten uns auf der Straße an, um uns zu fragen, ob wir Lucy gekannt hätten und was für ein Mädchen sie gewesen sei. Manchmal fanden wir dann unsere eigenen Worte in der Zeitung wieder, mit der Quellenangabe »ein enger Freund« oder »langjähriger Schulkamerad der Ermordeten«. Was man so im Vorbeigehen gesagt hatte, sah seltsam aus, wenn man es dann Schwarz auf Weiß las. Selten nur stimmte es mit dem überein, was wir unserer Erinnerung nach gesagt hatten. Und ganz sicher kamen diese Worte einer Beschreibung der Lucy, die wir täglich in der Schule oder im Laden gesehen hatten, nicht einmal nahe.

Es gab ein Foto von ihr, das *The Press* und *The Evening Star* favorisierten. Es war in dem Sommer vor Lucys Tod aufgenommen worden, als Lucy in der 12. Klasse war. Es zeigt

sie vor dem Surfclub mit einer kleinen Trophäe, die sie gerade bei den Provinzmeisterschaften im Strandlauf gewonnen hatte. Sie hat das rote Trikot an, in dem sie gelaufen ist, und an ihrer linken Schulter klebt ein kleiner Fleck von nassem Sand. Man sieht sie bis zur Hüfte. Sie ist braun, lächelt und hält die Silbertrophäe mit beiden Händen in die Kamera, als wollte sie dem Fotografen damit ein Geschenk machen. Ihr Haar ist hellbraun, heller gebleicht, als es im Winter war (später fanden wir heraus, dass sie sich jeden Abend vor dem Schlafengehen Zitronensaft in die Haare schmierte, damit sie heller wurden). Sie hat braune Augen und einen breiten, fast amerikanischen Mund. Obwohl attraktiv, war Lucy doch nicht das, was die Leute eine Schönheit nennen würden; zumindest nicht, bis man sie besser kennenlernte.

Wir haben diese Trophäe noch, obwohl sie bereits im selben Jahr in zwei Teile zerbrochen ist und nie repariert wurde. Ungefähr einen Monat nach Lucys Tod tauchte sie im Müll vor dem Haus der Ashers auf. Sie lag auf dem Müllsack, und Tug Gardiner fand sie auf seiner Morgenrunde – er trug in dieser Gegend Zeitungen aus. Die Trophäe ist eigentlich für einen Leichtathletikwettbewerb gedacht, aber wer immer sie gekauft hat, war wohl der Ansicht, dass sie auch zu einem Strandlauf für Mädchen unter 17 Jahren passte: eine silberne Mädchenfigur, die ein Rennen gewinnt, den Kopf nach vorn geworfen, die Arme nach hinten. Das Zielband hängt an ihrer Brust. Offenbar aber hatte man die Trophäe nicht für bedeutend genug gehalten, um Lucys Namen einzugravieren. Doch gab es niemanden sonst, dem sie hätte gehören können, und natürlich sah sie haargenau so aus wie die auf dem Foto.

Alles in allem ist es ein sehr gutes Foto von Lucy. Wir denken gerne, dass sie sich unter anderen Umständen sicher gefreut hätte, es so oft abgedruckt zu sehen.

In diesem Sommer war es von Anfang November an heiß gewesen. Zu der Zeit, als Lucy Asher ermordet wurde, sprach niemand mehr von einem perfekten Sommer; jeder klagte über die Trockenheit. Was immer es an Wiesen auf The Spit gab, war braun geworden und abgestorben, noch bevor die Sommerferien angefangen hatten, die vertrockneten Halme wurden vom Ostwind auf das Wasser der Lagune geblasen. Nur die Kohlbäume schienen zu gedeihen. Sie hatten die langen heißen Tage vorhergesehen und bereits Ende Oktober über und über weiße Blüten ausgetrieben. Beinahe allem anderen hatte die Sonne das Leben ausgesaugt.

Außer dem Meersalat: Der vermehrte sich explosionsartig. Ob es der hitzebedingte Anstieg der Wassertemperatur in der flachen Lagune war oder der Zufluss aus den Oxidationsteichen (wir nannten sie die Kackebecken) an ihrem Westende, jedenfalls breitete sich der Meersalat aus wie nie zuvor. Limonengrün und knittrig an den Rändern, wie glitschige Kartoffelchips, bildete er bei Ebbe einen dicken Teppich auf den großen Schlickflächen der Lagune. Der Meersalat drohte sogar die tiefsten Kanäle zu ersticken. Er entzog dem Wasser den Sauerstoff. Tote Flundern und Heringe trieben auf dem Wasser. Warntafeln wurden aufgestellt, dass man keine Krustentiere essen sollte.

Es gab bittere Leserbriefe an die Zeitungen zum Versagen der Gemeindeverwaltung, und zahlreiche Theorien über die plötzliche Blüte des Meersalats wurden entwickelt. Wir wussten bloß, dass er stank wie sonst nichts auf der Welt.

Während der heißen Tage und Nächte lag der Gestank drückend über The Spit. Der Mief der Lagune bei Ebbe durchzog diesen ganzen Sommer. Es war der Geruch nach verfaulendem Meersalat, Schlick und toten Fischen, um deren Fleisch sich nachts ganze Armeen von Krabben stritten, man meinte ihre Beine und Scheren rasseln und knacken zu hören. Der Gestank drang uns in die Nasen, wenn wir im Bett lagen und an Lucy dachten. Manchmal wurde es so schlimm, dass wir ihn auf der Zunge schmeckten. Wir verloren den Appetit und konnten nicht schlafen.

Ein paar von uns schmierten sich abends Wick unter die Nase. Dann schliefen wir eingehüllt in den Krankheitsgeruch unserer Kindheit ein und wurden in eine Zeit zurückversetzt, als unsere Mütter uns warm ins Bett packten und heilende Zaubersprüche in unser Fieber murmelten. Eine Zeit, an die wir uns mit fünfzehn noch deutlich erinnerten, ohne richtig zu begreifen, dass sie für immer vorbei war.

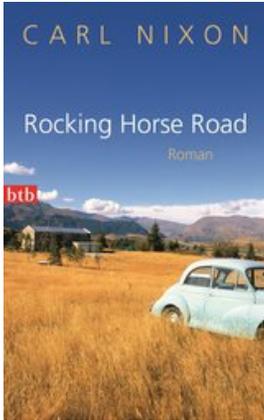
Die schiere Menge an Material, das wir über die Jahre gesammelt haben, ist inzwischen zum Problem geworden. Als wir Mitte Zwanzig waren, hatten wir bereits genug Papierkram zusammen, um zwei Aktenschränke zu füllen: Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften, Polizeiberichte und Transkriptionen von allen Interviews, die wir geführt haben (die Tonbänder haben wir natürlich auch). Auch die größeren Gegenstände haben wir aufbewahrt, die Fotografie von Lucy, ihre Trophäe, die beiden Flöße. Es gibt Hunderte Fotos. Wir haben auch eine kleine Bibliothek mit Büchern über Polizeiarbeit und Forensik, über DNA und Fingerabdrücke und jede Menge über berühmte Verbrechen und ihre

Aufklärung. Praktisch alles, worauf wir in den vielen Jahren gestoßen sind und das vielleicht von Wert oder Bedeutung ist.

Ursprünglich war Alan Penny für das Archiv verantwortlich. Aber Al heiratete ein Mädchen aus der Gegend, als er erst 21 war, und sie bekamen kurz nacheinander drei Töchter (wenn man genau rechnet, kam die erste sogar ein bisschen zu früh nach der Hochzeit). Als sie mit der dritten Tochter schwanger war, erklärte sie Al, dass sie in ihrem Zuhause nicht länger all diesen »morbiden Müll« herumliegen haben wollte. Also kamen wir alle eines Sonntags vorbei und schafften unter ihrem strengen Blick das ganze Archiv zu Matt Templeton. Matt bewahrte die Sachen mehrere Jahre in einem unbenutzten Zimmer seines Hauses auf. Und als er geschieden wurde – zum ersten Mal –, übernahm Grant Webb die Sachen für einige Zeit.

Die meisten von uns haben mindestens ein oder zwei Jahre mit dem Material gelebt. Es ist schon komisch, das alles bei sich zu Hause zu haben. Plötzlich ertappt man sich um drei Uhr morgens beim Lesen eines Artikels, den man schon zigmal gelesen hat, auf der Suche nach einem neuen Hinweis. Oder eines deiner Kinder steht nachts auf, um sich ein Glas Wasser zu holen, und findet dich im Dunkeln neben der Stereoanlage, wo du mit Kopfhörern zum x-ten Mal ein Interview anhörst und die Geister der Vergangenheit dir ins Ohr flüstern. Jedenfalls führt die Aufbewahrung des Materials im eigenen Haus zu Ringen unter den Augen und Gereiztheit.

Schließlich mieteten wir einen Lagerraum. Es ist ein hoher Raum mit vorgefertigten Betonplatten als Wänden



Carl Nixon

Rocking Horse Road

Roman

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-74738-2

btb

Erscheinungstermin: Mai 2014

Kurz vor Weihnachten 1980: Am Strand von The Spit, einer schmalen Landzunge vor Christchurch, wird die Leiche der 17-jährigen Lucy Asher gefunden. Auf der Rocking Horse Road haben Lucys Eltern ein Milchgeschäft, in dem das Mädchen oft aushalf und dabei von den Nachbarjungen aus der Ferne angehimmelt wurde. Der Mord an Lucy schockiert alle Einwohner des kleinen Städtchens, doch für die Jungen ist das Verbrechen besonders traumatisch und bedeutet das Ende ihrer unbeschwerten Kindheit. Die Suche nach dem Mörder schweißt sie zusammen – und über 25 Jahre später sind sie ihm noch immer auf der Spur